



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Alumneumserinnerungen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Alumneuserinnerungen

Weiß nicht, obs anders worden
In dieser neuen Zeit.



Alumneum — so nannten wirs auf der Kreuzschule in Dresden. Es ist zwar keine schöne Bildung, lateinisch im Stamm und in der Endung griechisch: *alumnēion* — anderwärts sagt man vielleicht richtiger dafür *Alumnat* —, aber die Form ist mir einmal lieb und vertraut, darum will ich dabei bleiben.

Alumneum — was für Erinnerungen weckt dieses Wort in mir! Ich sehe mich als zehn- oder elfjährigen Jungen im harten Winter früh halb nacht in kalter, finstrier Kammer stehen und mit der Faust die Eisdecke des blechernen Waschbeckens durchschlagen, aus dem ich mich waschen sollte, oder in heißer Sommernacht in engem, dumpfigem Schlaßaal auf dem Bette liegen, von Wanzen gepeinigt, oder an einem lustigen Frühlingstage beim Mittagessen traurig an der Thür des Eßsaales stehen, zusehen, wies den andern schmeckt, „kariren“ — zur Strafe für irgend eine Lumperei, die ich begangen haben sollte. Das war schrecklich! Und dann sehe ich mich wieder als vierzehnjährigen auf dem Chor der Kreuzkirche stehen, unmittelbar neben dem Kantor, bei der Osterkantate, in der ich eben mit Herzklopfen die Sopranarie „solo“ gesungen habe, und den Kantor sich zu mir neigen, während er weiter dirigiert, und mir ein paar Worte des Lobes zuflüstern, und dann wieder als siebzehnjährigen selber am Dirigentenpulte stehen, den Taktstock schwingen, und rings um mich eine Schar von fünfzig Jungen, die meinem Taktstock pariren und eines jener wunderbaren *Magnificat anima mea dominum* des alten Kreuzschulkantors *Homilius* herunterzingen. Das war wonnig! Das schönste, was mir träumen kann, und was mir immer wieder einmal träumt, ist, daß ich auf dem Chor der Kreuzkirche stehe und eine Motette dirigiere.

Wir waren unser zweiunddreißig und hausten in der alten Kreuzschule, die noch heute neben der Kreuzkirche steht, aber, wie so viele alte Schulhäuser, jetzt durch einen neuen Schulpalast ersetzt ist. Unten und im ersten Stock war die Schule, oben, im zweiten, das übrigens schon Dachgeschloß war (denn wenn wir zum Fenster hinausfahen, sahen wir auf die Dachrinne), war das Alumneum. Als Wohnräume sollten uns fünf „Zellen“

dienen, wie sie im feierlichen Amtsstil genannt wurden; wir nannten sie „Kammern“: erste Kammer, zweite Kammer, dritte Kammer u. s. w. Diese Kammern waren von verschiedner Größe; einige waren für acht oder neun, andre nur für fünf oder sechs eingerichtet. Wir hielten uns aber wenig darin auf, im Winter gar nicht, da sie weder Heizung noch Beleuchtung hatten, sondern saßen, auch in der freien Zeit, meist im „großen Auditorium,“ einem Zimmer, das als gemeinschaftlicher Arbeits- und Eßsaal diente. Außerdem gab es zwei Schlaffäle, einen für achtzehn und einen für vierzehn Betten, eine Krankenzstube, eine unbenutzte dunkle Küche und zwei Zimmer für den Inspektor des Mumneums. Alle Zimmer, mit Ausnahme des zweiten Schlaffaals, der neben dem heizbaren großen Auditorium lag und deshalb für behaglicher galt, mündeten auf die „Tablate“ (tabulata). An der Treppe stand eine dünne hölzerne Säule, an der eine Klingel hing, die an einem Draht gezogen wurde. Die nächste Treppe, die mit Latten verschlagen war, führte hinauf auf den Dachboden, der an eine Drogenhandlung in der Nähe vermietet war, voll offener Tonnen, Kisten und Säcke stand und fortwährend jenes würzige Duftgemisch ausströmte, das uns in einem Kräutergewölbe umfängt. Täglich kam mehreremal der Markthelfer herüber, und wenn wir seinen schweren Schritt die Treppe heraufkommen und seinen Schlüsselbund klirren hörten, vetterten sich immer ein paar an ihn an, um mit hinaufgenommen zu werden auf den Boden und dort ein Stück Johannisbrot oder Süßholz oder ein paar ausländische Nüsse zu ergattern.

Die Kammern waren ganz unwohulich und unbehaglich. Sie waren hell getüncht und enthielten weiter nichts als einen Tisch, eine Waschbank und für jeden einen Schrank. Stühle gab es nicht. Der Rat der Stadt — die Kreuzschule ist eine städtische Schule — ließ zwar einmal zweiunddreißig Stühle machen, aber schon nach drei Jahren war auf dem ganzen Mumneum kein Stuhl mehr zu finden. Wie das möglich war? Sehr einfach. Kosten sollte es immer nicht viel, wenn wirklich einmal etwas für uns angefertigt wurde, und so waren auch diese Stühle nichts als elende Lehnstuhel aus weichem Holz. Natürlich dauerte es keine vier Wochen, so fielen überall die Beine heraus. Anfangs nahm man sich noch die Mühe, sie wieder hineinzuschlagen, aber das nützte nichts. Bald lagen überall Schemelbeine in den Kammern herum, die Schemel fielen fortwährend um, Sitze und Lehnen zerspellten, nach und nach wanderten die Trümmer in die dunkle Küche und dort in den Ofen des großen Auditoriums, der von der Küche aus geheizt wurde, und schließlich waren die Schemel verschwunden, ohne daß irgend jemandem ein Vorwurf deshalb hätte gemacht werden können, und wir saßen wieder, wie zuvor, auf den aufgerichteten Kisten und Koffern, die hie und da in den Kammern standen, den Verkehrsvermittlern zwischen Mumneum und Elternhaus. Am liebsten hielten wir uns gar nicht in der Kammer auf. Nur wer

eine Pfeife rauchen, einen Stat spielen oder einen Leihbibliotheksroman lesen wollte, zog sich in die Kammer zurück. Im übrigen war man nur früh beim Ankleiden drin oder wenn es etwas aus dem Schranke zu holen gab.

Die Schränke waren sehr zweckmäßig eingerichtet; bei einem, der nicht ein geborner Liedrian war, konnte kaum Unordnung drin aufkommen. Jeder Schrank hatte eine obere, größere und eine untere, kleinere Thür. Wenn man die obere öffnete, sah man den Schrank von oben nach unten in zwei Hälften geteilt. In der rechten Hälfte hingen die Kleider, dabei lagen die Toilettengegenstände, Seifennäpfehen, Kamm und Bürste, die linke war durch Querbretter zu Bücherfächern hergerichtet, im untersten Fach lagen Brot, Butter und sonstige Lebensmittel. Öffnete man die untere Thür, so sah man den Kasten für die Wäsche, und drunter wieder zwei offene Fächer für Stiefel, Schuhe und Wischzeug. Außerdem hing inwendig an der obern Schrankthür in malerisch geschwungenem Bogen an zwei Nägeln das Handtuch, ein kleiner Spiegel und vielleicht noch ein Bild. Sinnige Gemüter aber hatten sich hier ein ganzes kleines Museum, eine Porträtgalerie oder dergleichen eingerichtet. Mein Vater besaß ein schönes, vollständiges Exemplar der „Saxonia,“ einer Zeitschrift für sächsische Vaterlandskunde, die von 1835 bis 1841 erschienen war und eine Menge hübscher Lithographien, namentlich Porträts und Städteansichten enthielt. Noch heute empfinde ich Reue darüber, daß ich, nur um meinen Schrank zu schmücken und mit dem Schmuck bisweilen zu wechseln, nach und nach eine ganze Reihe von Porträts aus dieser „Saxonia“ herausgenommen, beschnitten und mit Oblaten an meine Schrankthür geklebt habe.

Auf der Waschbank standen in jeder Kammer ein paar Waschbecken aus lackirtem Blech — nicht für jeden eins; wenn wir uns waschen wollten, mußte einer auf den andern warten —, darunter die zugehörigen Blechkrüge. Dieses Waschgeschirr war zu meiner Zeit auch einmal neu angeschafft worden, sah aber in kurzem auch schon wieder entsetzlich aus. Es waren Tellen hineingestoßen, und das bischen Lackfarbe war vom Seifenwasser ganz zerfressen.

Man sollte meinen, daß für zweiunddreißig Jungen, die alle musikalisch waren, die zum guten Teil aus Pfarrer-, Lehrer- und Kantorfamilien stammten und alle schon im Elternhause musizirt hatten, ein Klavier zum Üben dagesewen wäre. Ja, ein Klavier war wohl da, es stand unten im Erdgeschoß im Singesaal; sowohl der Gesanglehrer der „Extraner,“ wie unser Kantor benutzte es bei den Singestunden. Aber es war ein fürchterlicher alter Klappertastent, dunkelrot angestrichen, ganz ausgespielt, klang so dünn wie eine Harfe und hielt keine Stimmung mehr, obwohl der Stimmer nicht sehr aus dem Hause kam. Für die Singestunden der Extraner schien er uns ja gut genug, denn auf deren Gesangsleistungen wie auf ihren Leiter, den Singelehrer, blickten wir mit großer Verachtung hinab; daß sich aber auch unser Kantor damit

begnügte, daß er nicht drauf drückte, daß der Rat einmal ein ordentliches Klavier anschaffte, konnten wir nicht begreifen.

Als ich in Obersekunda saß, mietete ich mir mit Erlaubnis des Inspektors mit einem Präfekten zusammen für die Sommermonate ein anständiges Klavier, das in der ersten Kammer aufgestellt wurde. Es war das ein Ereignis, das ein gewisses Aufsehen erregte: ein Klavier, ein anständiges Klavier auf dem Museum! Für uns zwei wurde es eine Quelle unsäglicher Freuden, aber auch steter Angst und Sorge, denn wir hatten ja damit eine schwere Verantwortung auf uns geladen. Wie manchen schönen Sommerabend haben wir bis gegen Mitternacht vierhändig gespielt, erst Haydn'sche Symphonien, dann Mozart'sche, dann alle Beethoven'schen, diese in der meisterhaften, so leicht spielbaren und dabei für damals unglaublich billigen Bearbeitung von Markull, die in Typensatz gedruckt bei Holle in Wolfenbüttel erschienen, aber, wie es hieß, „verboten“ war. Wenigstens war sie bei keinem Musikalienhändler Dresdens zu bekommen; nur einer hinter der Frauenkirche hatte sie, langte sie aber immer vorsichtig, wenn wir uns ein Heft kauften, aus einem besondern Versteck hervor und schärfte uns ein, daß wir ja nicht verraten sollten, wo wir sie gekauft hätten. Auf der Brühl'schen Terrasse gab es damals jede Woche einen Abend Symphoniekonzert für — zwei und einen halben Neugroschen! Da hörten wir in kurzer Zeit alle Beethoven'schen Symphonien nach einander, sogar die neunte, natürlich ohne den letzten Satz. Wenn wir dann nach Hause kamen, ließ es uns keine Ruhe, wir mußten die Symphonie, die wir eben vom Orchester gehört hatten, noch einmal vierhändig spielen. Welcher Stolz, als wir die Hauptthemen und die Gesangsthemen aller sechsunddreißig Sätze fest im Kopfe hatten, sodaß wir eine Art musikalisches Morraispiel damit treiben konnten; der eine rief: siebente Symphonie — vierter Satz — zweites Thema! und im Nu sang der andre die geforderte Melodie. Und für solche Tungen gab es kein Klavier auf der Schule! Ist das wohl glaublich? Aber welche Angst standen wir auch aus um das gute Klavier: daß es nicht von andern als Tisch benutzt, nicht ein Wasserkrug draufgesetzt und umgeschüttet, vor allem daß es beim Auskehren der Kammer nicht beschmutzt wurde! Jede Kammer mußte täglich früh von ihrem „Ultimus“ gekehrt werden. Dazu nahm er ein Waschbecken voll schmutzigen Waschwassers, sprengte daraus die Dielen ein, daß alles schwamm, und segte nun mit einem Rutenbesen drüber, daß der Schmutz fußhoch spritzte. Wir hatten daher gleich am ersten Tage um die Klavierbeine große Papierbogen gewickelt und mit Bindfaden festgebunden.

Der damalige Inspektor war ein höchst liebenswürdiger Mann. Obgleich er sein Schlafzimmer unmittelbar neben der ersten Kammer hatte, ließen wirs doch drauf ankommen, ob er unsre musikalischen Sommernachtsgenüsse unterbrechen und uns zu Bett schicken würde oder nicht. Im Bett wartete unser freilich

nichts Gutes. Ihrer achtzehn in einem engen Raume schlafen müssen, worin außer für die Bettstellen kaum noch ein paar Quadratellen Platz war, das war schon an sich nicht schön. War ein Schnarcher drunter, wie das zuweilen vorkam, so hatte der ganze Schlaßaal unter seinem „Cellospiel“ zu leiden. Indes im Winter mochte es gehen. Aber im Sommer, wenn die Wanzen kamen, das war entsetzlich! Und sie kamen jeden Sommer mit unabwendbarer Gewißheit und in unglaublichen Scharen. Ganz unerträglich war es in den Wochen vor den großen Ferien. Einmal in jedem Jahre, in den Sommerferien, schlug die „Maari“ alle zweiunddreißig Bettstellen aus einander, schleppte sie in den Schulhof an den Brunnen, dort wurden alle Böcher und Glinzen erst mit kochend heißem Seifenwasser ausgegossen und dann noch unterm Brunnen mit kaltem Wasser nachgespült. Dann hatten wir für den Rest des Sommers Ruhe. Aber die letzten Wochen vor der Reinigung! Daß wir das ausgehalten haben und haben aushalten müssen, auch das ist mir heute unbegreiflich. Es wurde eben hingenommen wie etwas Selbstverständliches, niemand beschwerte sich drüber — wer hätte sich denn getraut, dem Inspektor gegenüber das Wort Wanze auszusprechen! —, und so gab es auch keine Abhilfe. Wie oft sind wir nachts aufgestanden, haben Licht gemacht und ein großes Morden veranstaltet! Aber es half uns wenig. Schließlich, wenn es gar nicht mehr zu ertragen war, zogen wir in die Kammer und machten uns dort eine Britsche zurecht, indem wir eine Schrankthür aushoben und schräg auf ein paar Lexika legten.

Wer die Maari war, die uns einmal im Jahre so als rettender Engel erschien? Ja, wenn die Maari nicht gewesen wäre! Was wären wir ohne die Maari gewesen! Die Aufsicht über das ganze Mumneum und die Sorge für unser geistiges Wohl war dem Inspektor anvertraut. Es war das immer der letzte, jüngste Lehrer der Schule, der natürlich unverheiratet sein mußte. Er führte übrigens den Titel „Collaborator,“ den wir der Bequemlichkeit wegen in „Collätisch“ (nicht wie das englische Colledge zu sprechen, sondern mit dem Ton auf der letzten, langen Silbe) abgekürzt hatten. Unser leibliches Wohl aber lag in den Händen des Hausmanns, noch mehr der Hausmannsfrau und ihres Küchenmädchens, und das war eben die Maari. Die Hausmannsfamilie führte den sinnigen Namen Hahnesfeld; wir hatten Hahnebambel draus gemacht und das dann wieder zu Bambel verkürzt: er hieß der „Bambel,“ sie die „Bambeln.“ Die Köchin aber, ein schmuckes, sauberes Mädel, das während meiner ganzen Mumnenzeit dawar und auch später noch in ihrer wirklich nicht leichten Stellung ausgehalten hat, hieß Marie; für uns war sie „die Maari.“

Die Neigung der Jugend, aller Welt Spitznamen zu geben, auch Wörter und Redensarten eine Zeit lang zu Tode zu hegen, war in uns sehr lebendig. So war uns der Begriff eines hohen Grades oder Maßes eine Zeit lang ausschließlich an das Wort „diebisch“ geknüpft: man hatte diebischen

Hunger, froh oder schwitzte diebisch, freute oder ärgerte sich diebisch, belämmerte einen diebisch, bekam dafür diebische Prügel u. s. w. Ein andermal überboten wir uns darin, an einen beliebigen Wortstamm alle möglichen und unmöglichen griechischen, lateinischen, französischen und italienischen Adjektivendungen zu hängen: kolossal, kolossiv, kolossibel, kolossin, kolossär, kolossfest u. s. w. Wieder ein andermal war die lächerliche Zahlangabe „zwei bis sieben“ Mode, dann wieder die „Geschwindigkeit des Mokkaäfers,“ man sollte sogar einen Auftrag „mit der Geschwindigkeit von zwei bis sieben Mokkaäfern“ ausführen. Ebenso erfinderisch waren wir nun auch in Spitznamen; jeder Lehrer hatte den seinen, wir alle hatten unter einander welche, es wurde niemand anders als mit seinem Spitznamen genannt. Da hieß der eine Puppvater, der andre Hundemama, ein dritter Davus, ein vierter Cacus, ein fünfter Schoppelmann, ein sechster Schweppermann u. s. w. Woher die Namen stammten, wußte man keineswegs immer zu sagen. Daß ein kleiner dummer Kerl, dem die Dummheit im Gesicht stand, und der alle Aufträge falsch ausrichtete, nach dem Diener aus der Andria genannt wurde, der selbst von sich gesteht: Davus sum, non Oedipus, einem großen ungeschlachten Kerl der Name Cacus anflag, sobald in Dvids Fasten die Geschichte vom Herkules und Cacus gelesen wurde, ist wohl kein Wunder. Aber es gab auch Namen, deren Herkunft dunkel war. Aber auch ihre Schöpfung mußte doch auf einer glücklichen Eingebung beruhen, denn sie schienen mit dem Wesen oder einer Wesenseite der Betreffenden wie durch eine geheime necessitas verknüpft, und sie hatten dabei unleugbar einen onomatopoetischen Reiz. Zu ihnen gehörte auch der Name Bambel. Das ganze Wesen des Bambel war so durchaus bambelhast, daß ein besserer Name für ihn ganz „unerfindlich“ gewesen wäre — hier paßt einmal das Wort.

Die Thätigkeit des Bambel bestand darin, uns früh zu wecken und im Winter für Feuer und Licht zu sorgen. Unsere Tagesordnung war kurz folgende. Im Sommerhalbjahr, von Ostern bis Michaeli, wurde früh dreiviertel fünf Uhr geweckt, einviertel sechs Uhr begann die „Arbeitsstunde,“ die bis einhalb sieben Uhr dauerte, dann blieb eine halbe Stunde Zeit zum Ankleiden und Frühstück, von sieben (genauer einviertel acht) bis elf Uhr waren Schulstunden. Im Winterhalbjahr rückte das alles um eine Stunde vor. Nach dem Vormittagsunterricht folgte dann irgend welcher Chordienst, Singestunde oder auch freie Zeit, um zwölf Uhr im Sommer, um ein Uhr im Winter wurde zu Mittag gegessen. Von zwei bis vier Uhr waren wieder Schulstunden, dann kam wieder freie Zeit und abends von halb sieben bis neun Uhr wieder Arbeitsstunde, dann ging's zu Bett.

Wer einen leisen Morgenschlaf hatte, hörte den Bambel schon über die Tablette schlurfen und den Klöppel der Weckerglocke in seiner Hand klirren, noch ehe sie läutete. Eine Minute später stand er im Schlaftaal, schwang das verwünschte Werkzeug in der Hand und brummte dabei: „Zimmer munter,

munter, munter! immer munter, munter, munter!“ Dann brannte er, wenns nötig war, die Öllampe des Schlaffaals an und trollte sich wieder. Uns fiel es nicht ein, aufzustehen. Ein oder zwei Minuten vor ein Viertel sprang alles aus den Betten, strich sich die Haare aus dem Gesicht, schlüpfte in den Schlafrock und in die Schuhe, und punkt ein Viertel saß jeder auf seinem Arbeitsplatz im „großen Auditorium,“ wo nun der Präsekt das Morgenlied im Gesangbuche bezeichnete: 843, Vers 1—3 und gleich darauf auch anstimmte; wenn die Verse gesungen waren, stand alles auf, und der Präsekt las noch ein paar weitere Verse vor. Eigentlich sollte wohl beim Morgengebet immer der Kollaborator zugegen sein, für den zu diesem Zweck ein kleines Katheder da stand und der sein Wohnzimmer unmittelbar neben dem Arbeitsaal hatte. Er kam aber ganz unregelmäßig, einmal eine Woche lang jeden Tag, dann ließ er sich vier Wochen lang gar nicht sehen, wahrscheinlich um uns sicher zu machen. Plötzlich erschien er dann wieder einmal, und da schlüpfen richtig drei oder vier, deren Ohr der erste Ton des Morgenliedes noch auf dem Kissen getroffen hatte, beim dritten Viedervers verlegen und beschämt in die Bank.

Daß wir uns im Schlafrock — neun- bis achtzehnjährige Jungen! —, ungewaschen und ungekämmt zu Gebet und Arbeit einstellten, war eine Lotterwirtschaft, deren Duldung ich heute auch nicht begreifen kann. Aber sie war hergebracht und schleppte sich fort, so oft auch der Kollaborator wechselte. Der wattirte Schlafrock gehörte zur häuslichen Ausstattung jedes Mumneus. Nicht etwa daß er gefordert gewesen wäre, bewahre; gefordert war nur, wenn man das Mumneum bezog, ein Bett — die Bettstelle mit dem Strohsack fand man vor —, zwei zimmerne Teller, ein flacher und ein tiefer, und Messer, Gabel und Löffel. Aber da sie alle den Schlafrock hatten, so quälte jeder Neue seine Mutter so lange darum, bis er auch einen hatte. Bei den Kleinen richtete übrigens das ungewohnte Kleidungsstück auf eine eigentümliche Weise manches Unheil an. Die Schlafröcke waren zu lang, man trat darauf, wenn man die Treppe hinaufging und in beiden Händen etwas zu tragen hatte. Mir ist es mehr als einmal begegnet, daß ich mit zwei vollen Wasserkrügen, mit denen ich vom Brunnen kam, auf der Treppe stürzte, weil ich auf den dummen Schlafrock getreten hatte; da lagen beide Krüge in Scherben da, und das Wasser strömte die Treppe hinunter.

Im großen Auditorium standen vier Tafeln mit je zwei Bänken; an jeder Tafel saßen acht, so verteilt, daß an der ersten der erste, der fünfte, der neunte, der dreizehnte u. s. w. saß. Über der Mitte jeder Tafel hing an der niedrigen Decke eine Öllampe. Könn' ich einen Begriff von dieser Beleuchtung geben! Man glaubt es nicht, was für Zustände noch vor einem Menschenalter möglich gewesen sind! Diese Lampen mochten wohl fünfzig Jahre alt sein. Sie bestanden aus einem ringförmigen Ölbehälter, auf dem ein Schirm lag, alles grün angestrichen, der Schirm inwendig weiß (gewesen!), alles von schmierigem

Brennöl klobend, daß es einem graute, es anzugreifen. Eine solche Funzel sollte acht Arbeitsplätze beleuchten! Täglich im Winter kam der Bambel mit der Ölfanne, um die Behälter frisch zu füllen und die Dochte und die Cylinder zu putzen. Dennoch war täglich mitten in der Arbeitsstunde an irgend einer Lampe etwas nicht in Ordnung, sie rauchte oder sie tropfte, sie hatte zu viel oder zu wenig Öl, und so wurde der Bambel aus seiner Abendruhe aufgeschreckt, um Abhilfe zu schaffen. Dann kam er mürrisch angeschlurft und begleitete, zu unser aller Vergnügen, seine Besserungsversuche mit lauten Monologen, worin er stets dem Verdacht Ausdruck gab, daß wir „Saujungen,“ die wir ja „gar keine Kallion“ hätten, uns an der Lampe vergriffen haben möchten. Einmal, wo in den Lampen so viel Öl war, daß die Behälter es kaum fassen konnten, und es oben am Dochte herausquoll, stellte er fluchend die Thatsache fest, daß „alle Döchter ertrunken“ wären. Daß die Lampen, weil sie dem guten Alten so viel Ärger und dieser Ärger uns so viel Vergnügen machte, Anlaß zu allerhand Schabernack gaben, will ich nicht leugnen. Ich weiß, daß uns eine Zeit lang lebhaft der Gedanke beschäftigte, eines schönen Tages in alle Lampen zwischen das Öl Tinte zu gießen, entsinne mich aber nicht, ob es wirklich ausgeführt worden ist.

Die Arbeitsstunden waren eine gute Einrichtung. Sie verschafften uns mehr als genügende Zeit, ruhig und ungestört unsere Schularbeiten anzufertigen, wobei es den Kleinern zu statten kam, daß sie sich bei den Größern Rats erholen konnten, da Jungen aus allen Klassen durch einander saßen. Auch sonst half man sich gegenseitig aus. Ich hatte in Quarta noch kein lateinisches Wörterbuch, mein Nachbar am Tische, der in derselben Klasse saß, hatte den „großen Georges,“ um den ich ihn lange beneidet habe. Er war aber ein ungefälliger Junge. Obwohl das dicke Buch immer zwischen uns lag, wenn wir am lateinischen „Specimen“ drechselten, durfte ich es doch nicht anrühren, ohne ihn jedesmal vorher drum gefragt zu haben, und manchmal hätte er mirs lieber ganz verweigert. Da war die Sache nun sehr einfach. Er war sich meist nicht klar darüber, ob der Accusativus cum infinitivo oder ein Nebensatz, ne oder ut non, quid oder quod zu stehen hätte, und versuchte es dann, mich auszuhorchen. Natürlich mußte er da jede syntaktische Auskunft lexikalisch bar bezahlen.

Die Zeit zwischen der Früharbeitsstunde und den Schulstunden war für ihren Zweck etwas knapp bemessen. Besonders schlimm aber waren die Kleinen dran. Sie mußten die Großen beim Herzuholen des Frühstücks bedienen, jeder Kammerultimus mußte seinem Kammerprimus die Stiefel wischen, und dabei sollte er doch auch die eignen putzen, sollte die Kammer kehren, sollte sich waschen und ankleiden und wollte doch auch essen und trinken. Schauderhaft war es im Winter, wenn in den unheizbaren Kammern eine Kälte war, daß einem die Wischbürste aus den Fingern sprang, und in den Waschbecken die

Eisstücken schwammen. Daß das am Abend in die Becken gegossene Wasser früh zu vollständigen Schollen gefroren war, die am Ofen herausgethaut werden mußten, war keine Seltenheit. Leider benahmen sich die „Obern,“ die doch den „Untern“ in solcher Zeit mit gutem Beispiel hätten vorangehen sollen, oft recht memmenhaft; sie wuschen sich im großen Auditorium hinterm Ofen und überließen die kalten Kammern den Kleinen.

Das Verhältnis der „Obern“ zu den „Untern“ war überhaupt in mancher Beziehung nichts Schönes. Die Kreuzschule hatte damals neun Klassen: die Prima einfach, die andern Klassen von der Sekunda bis zur Quinta doppelt. Wer in einer der drei obersten Klassen saß: in Prima, in Ober- oder in Untersekunda, zählte auf dem Mumneum zu den Obern, alle übrigen zu den Untern. Die Obern konnten befehlen, konnten die Untern zu allerhand Dienstleistungen heranziehen, Wege besorgen lassen u. s. w., die Untern hatten zu gehorchen. Die Obern hatten auch Strafgewalt über die Untern. Wer nicht gehorchte, wer sich irgend einen Verstoß gegen die Ordnung zu Schulden kommen ließ, den konnte der Obere, der ihn dabei betraf, mit einem Pensum (Auswendiglernen eines Cäsarkapitels oder dergleichen), sogar mit Entziehung des Mittagessens bestrafen. Natürlich nahm die Fähigkeit und das Recht, zu strafen, nach obenhin, die Fähigkeit und das Recht, bestraft zu werden, nach untenhin zu. Wenn sich ein neubackener Oberer, ein Untersekundaner, hätte herausnehmen wollen, einen Obertertianer zu bestrafen, es wäre ja die reine Lächerlichkeit gewesen, er mußte sich jüngere Opfer aussuchen, wenn er seine Strafgewalt erproben wollte; der Primaner aber konnte sich selbst am Obertertianer vergreifen. Schön, wie gesagt, war die ganze Einrichtung nicht, sie führte zu mancherlei Mißbräuchen, eine Berufung an eine höhere Instanz — etwa den Inspektor — war bei Ungerechtigkeit und Willkür so gut wie ausgeschlossen, denn sie hätte dem Beschwerdeführer mehr geschadet als genützt, und so ertrug man manches stumm und tröstete sich mit der Hoffnung, auch einmal hinaufzukommen und Oberer zu werden.

Ein ganz gefährlicher Kunde, der förmlich drauf ausging, etwas auszuschnüffeln, damit er etwas zu bestrafen oder anzuzeigen hatte, war die Hundemama mit ihrer langen, spitzen Nase. Wir hatten einmal, drei Obertertianer, am Sylvesterabend zu unserm Glase Grog einen Skat riskirt — im großen Auditorium! Die Kleinen schliefen, die Großen waren noch nicht zu Hause. Da erschien unerwartet zeitig die Hundemama, „klappte“ uns, nahm uns die Karten weg und — trug sie andern Tages hinein zum Kollaborator! Es folgten für uns ein paar sehr unruhige Tage. Der Kollaborator ging an eine noch höhere Instanz, er zeigte nach den Weihnachtsferien das fürchterliche Verbrechen dem Rektor an. Der Rektor, unser guter, lieber Rektor, dem nichts widerwärtiger war als solche Klatscherei, ließ uns in der Freiviertelstunde herunterkommen, verhörte uns, gab jedem einen Patzsch ins Gesicht — eine

Dhrseige konnte man kaum nennen — und entließ uns dann mit der köstlichen Bemerkung: „Spielt ihr doch Schasfopp! Setzt geht nauf und laßt euch vom Kollaborator ein Pensum geben!“ Da mußten wir denn den Dvid bringen und bekamen über achtzig Verse aufgebrannt — beiläufig: eine sehr geeignete Art, Liebe zu den alten Schriftstellern zu erwecken. Zum Glück waren es Verse, die wir schon in der Schule gelernt hatten — sie fingen an: *Regia Solis erat sublimibus alta columnis* —, und so war der augenblickliche Schade nicht groß. Schlimmer war, daß zu Ostern auf der Zensur eine 2^a in den Sitten prangte, und dazu die unheimliche Bemerkung: Mag sich hüten, nicht auf Abwege zu geraten. Ungefährlicher als die Hundemama, aber auch noch schlimm genug war ein anderer, der sich stets ans Fenster stellte, wenn er einen Weg geschickt hatte, und aufpaßte, ob man schnell oder langsam zurückkommen würde. War man langsam gegangen, so hieß es: „Bring mal deinen Cäsar!“ Und hinterher, wenn man sein Strafkapitel gelernt hatte, überhörte er nicht einmal, sondern ließ sich nur die ersten zwei oder drei Zeilen sagen, dann hatte er satt und klappte das Buch zu.

Die freie Zeit nach dem Nachmittagsunterricht bis zur Abendarbeitsstunde und namentlich Mittwochs und Sonnabends nachmittags wurde in der verschiedensten Weise vertempert. Man ging spazieren — im Sommer in den Briesnitzgrund oder in den Plauischen Grund —, lehnte auch halbe und ganze Stunden an der Hausthür, jagte sich auf der Tablate oder im Schulhofe herum — einem nach hinten spitz zulaufenden Höfchen von etwa fünfzig Schritt Länge und zwanzig Schritt Breite! Als ich nach Jahren einmal wieder hineintrat, überkam mich eine förmliche Angst vor dieser Enge, ich konnte mir kaum noch vorstellen, daß auf diesem Raume einst in den Freiviertelstunden Schneebataillen veranstaltet worden waren und dabei die Großen auch noch Platz gefunden hatten, *περιπατητικῶς* ihre Horazoden zu lernen! Es gab aber auch solche, die den lieben langen Nachmittag zu Hause hockten, „büffelsten“ oder in der Kammer heimlich über einem Leihbibliothekschmökler saßen. Eines schönen Nachmittags vergnügten sich zwei damit, daß sie sich auf der Tablate mit einem Wasserkrug und einer Spritze verfolgten. Es ging ziemlich laut dabei her, fortwährend wurden die Kammerthüren zugeworfen, und so erschien endlich der Kollaborator. Er sieht die triefende Tablate, klopft an die Thür, die zuletzt zugeworfen worden ist, und fordert Einlaß. Niemand öffnet. Er geht in sein Zimmer zurück und holt den Hauptschlüssel. Wie er aufschließen will, wird von innen fest gehalten. „Nimm dich in Acht, du kriegst die volle Ladung ins Gesicht!“ ruft es drinnen. „Machen Sie sofort auf, ich bins!“ erwidert der Kollaborator. „Du kannst den Kollätsch famos nachmachen! Aber nimm dich in Acht, ich rate dir!“ Endlich reißt der Kollaborator die Thür mit Gewalt auf und — bekommt richtig die volle Spritzenladung ins Gesicht. Es war ihm hinlänglich vorher angekündigt worden — er konnte

sich also nicht beklagen. Er machte auch gute Miene zum bösen Spiel, und der Spritzer kam mit dem Schrecken davon.

Zur Abendarbeitsstunde mußten alle pünktlich wieder zur Stelle sein; doch hielt es nicht besonders schwer, sich beim Kollaborator auch für den Abend frei zu machen, wenn man einmal aufs Linkische Bad oder auf die Brühl'sche Terrasse ins Konzert oder, wenn Davison spielte oder Rienzi, Tannhäuser oder Lohengrin, selbst Orpheus in der Unterwelt gegeben wurde, ins Theater gehen wollte. Für die Wagner'schen Opern, soweit sie damals vorhanden waren, schwärmten wir alle. Im Theater — es war der schöne alte Semper'sche Bau, der 1869 abbrannte — war eine Treppe, die ins Souterrän führte zu einer großen, mit einem eisernen Gitter verwahrten Maueröffnung, an der man laut und deutlich das Orchester hörte. Wie oft habe ich an dieser Öffnung gestanden, um wenigstens die Ouvertüre zu erschnappen! Besonders die Rienziouvertüre, an der sich zu berauschen es übrigens noch eine andre Gelegenheit gab: die Wachparade am Blockhause in Neustadt, wo sie oft Sonntags unter der Leitung eines kleinen, etwas hochschultrigen Militärkapellmeisters wundervoll gespielt wurde. Aber auch Davison wurde von uns vergöttert. Wo wir nur konnten, liefen wir ihm zu Gefallen, um ihn zu sehen. Richard den Dritten, Falstaff und Parzifal konnten wir alle auswendig. „Ein Pferd, ein Pferd, mein Königreich für'n Pferd!“ oder: „Du kennst meine alte Parade! so lag ich, und so führte ich meine Klinge“ oder: „Ich bin ein Nichts von einem Menschen und hab' mich mein Lebtag nie auf Fachstudien eingelassen“ bemühten wir uns genau so nachzusprechen, wie er es sprach, und wie er als Richard in der ersten Szene erst lange auf sich warten ließ und dann endlich hereinhinkte, selbst das wurde ihm nachgemacht. Einer hatte das unfägliche Glück, daß er, infolge hoher Verbindungen — ein Verwandter von ihm war, glaub' ich, Theater'schneider — während der Aufführung manchmal hinter die Kulissen durfte. Der konnte dann sogar erzählen, was Davison außer der Rolle noch gesagt hatte, wie er, wenn draußen Beifall geklatscht wurde, mit den Fingern geschmalzt und in den Schnürboden hinaufgerufen hatte, den Vorhang wieder aufzuziehen.

So schön wars in der Arbeitsstunde freilich nicht. Da konnte man sich vor Müdigkeit manchmal kaum aufrecht erhalten und lauerte auf den Glockenschlag, der das Abendlied und das Abendgebet brachte. Und doch knarrte mitunter eine Viertelstunde vor Schluß ganz überflüssigerweise noch einmal die Thür des Kollaborators, und er ging noch einmal an den Tafeln entlang und wartete seines Inspektorantes. Aber man hatte doch wenigstens Mitleid mit den Kleinen; man neckte sie höchstens ein bißchen, wenn sie sich gar so sehr nach dem Bettzipfel sehnten. Mich hatten sie einmal, während ich mit dem Kopf auf dem Tische liegend fest eingeschlafen war, ganz mit Büchern umbaut und einen Spiegel in die Mitte gestellt.

Der Verkehr unter uns Mumnern war im großen und ganzen friedlich und freundschaftlich. Die in ein und derselben Klasse saßen, duzten sich natürlich; die Kleinen aber sagten zu den Großen „Sie,“ die Großen zu den Kleinen „du,“ und erst von Obertertia an konnte man beanspruchen, von oben wie von unten her gefiezt zu werden, und dann blieb es besondrer Übereinkunft überlassen, wie mans mit dem Einzelnen halten wollte. Immer aber konnte nur der Ältere dem Jüngern das vertrauliche „du“ anbieten, was von diesem dann nicht ohne Rührung angenommen wurde, denn es war ja nur der längst erwartete Schlußpunkt einer gegenseitigen Zuneigung, die schon vorher im Stillen bestanden hatte und die nun, nachdem sie durch den Bruderkuß besiegelt war, bisweilen die Zärtlichkeit eines Liebesverhältnisses annahm. Aber auch Trübungen und Entzweigungen blieben nicht aus. Da lief man dann monatelang neben einander her, sah sich nicht an und sprach kein Wort mit einander, obwohl man sich vor Liebe hätte fressen mögen; es war ein schmerzlich-süßer Zustand. Endlich sprach einer das erlösende Wort, und dann folgte die Seligkeit der Versöhnung. An einem Tag im Jahre galt es für anständig, auch mit den bittersten Feindschaften einmal aufzuräumen, an dem Tage, wo die konfirmirten Mumnern zusammen mit dem Lehrerkollegium zur Kommunion gingen; dem Kirchgange ging da immer ein kleines Versöhnungsfest voraus.

Aber auch das Verhältnis zwischen den Mumnern und den „Extranern,“ d. h. den Schülern, die nicht zum Singschor gehörten, sondern nur die Schule besuchten und dafür Schulgeld bezahlten, ließ wenig zu wünschen übrig. Ursprünglich, vor Jahrhunderten, waren ja die Mumnern die eigentlichen und hauptsächlichlichen Schüler der Schule gewesen, während die Extraner oder „Externen,“ wie man sie anderwärts nennt, nur so daneben hergelaufen waren. Dieses Verhältnis hatte sich längst umgekehrt: die Extraner bildeten, schon ihrer großen Zahl nach, den Hauptschülerbestand, und die kleine Mumnerschlar war es, die die Ausnahmestellung einnahm. Unter den Extranern waren natürlich vornehme und reiche Jungen, die Mumnern waren fast lauter arme Teufel von bescheidenster Herkunft. Aber solche Unterschiede waren hinfällig, wo alles auf Begabung und wissenschaftliche Leistungen ankam, und es waren die dümmsten nicht, die oft gerade unter den Mumnern zu finden waren. Der gescheiteste Kerl in meiner ganzen Klasse war ein Mumnus, ein armer Bergmannsjunge aus der Nähe von Freiberg. Der brachte es fertig, daß er bei einer deutschen Examenarbeit drei Aufsätze über dasselbe Thema schrieb, einen für sich und zwei für zwei Extraner, die ihn dafür jeder mit zehn Neugroschen belohnten; und dabei schrieb er diese beiden auch noch zuerst, damit die Empfänger sie noch abschreiben konnten, und jeden so anders, daß eine Entdeckung ganz unmöglich war, seinen eignen zuletzt, gleich „ins Gute,“ und doch hatte er sich für den noch die besten Gedanken aufgespart! Solche Mumnern mußten von den Extranern schon warm gehalten werden. Freilich gab es unter den Extranern auch dumme Hänse, die mit Verachtung auf die armen Jungen herabbllickten, die sich ihren Schulunterricht jahraus jahrein durch Chordienst ersingen mußten.

(Fortsetzung folgt)

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig